

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 60 (1956-1957)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Romanze in Marseille. Teil 23  
**Autor:** Kilian, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670397>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Romanze in Marseille

Er wollte aufstehen und blieb doch sitzen; dann räkelte er sich und schlug zur Abwechslung das rechte über das linke Bein. Er kam sich vor wie ein dummer Junge, der um Minuten feilscht. Sich indessen von der wohligh wärmenden Morgensonne bestrahlen zu lassen, das war eine Lustbarkeit, die nichts kostete. Die Zigarette rauchte er sparsam bis auf einen winzigen Stummel zu Ende und spickte ihn dann auf das Pflaster. Der Kellner mit den melancholischen Augensäcken und den müde schleppenden Füßen wischte pedantisch die Tischchen ab, schlug dann das Tuch unter die Achselhöhle und blickte gelangweilt gähnend über den Platz.

Nach einer Weile raffte sich Günter aber doch auf und ging grusslos davon. Er lenkte seine Schritte zum Quai und blieb ab und zu wie ein müssiger Bummler stehen, schaute den Männern und Burschen zu, die auf den Booten tätig waren oder auch nur herumlungerten — und sorgloser waren als er. Gegenüber der Bar de la Samaritaine lehnte er sich an einen Lampenkandelaber und blickte versonnen auf das schmutzige, trübe Wasser, in dem faule Orangen schwammen, eine nach oben stehende leere Flasche, Holzteile und das Blatt einer Illustrierten mit dem maskenhaften Gesicht irgendeiner Filmdame; und da und dort schillerten die Farbenspiele der oszillierenden Oelflecken. Einige alte Männer standen und sassen nicht fern von ihm und langweilten sich schon am frühen Morgen. Drei Gassenbuben hockten hart über dem fauligen Wasser und wetteiferten, wer von ihnen am weitesten spucken könne.

Er raffte sich von neuem auf, überquerte den Quai und schlenderte gemächlich in der wohligh wärmenden Morgensonne auf dem Trottoir wie einer, der unendlich viel Zeit vor sich hat und dem es nicht eilt an sein Ziel zu gelangen. Hin und wieder blieb er stehen und blickte in eine Auslage

oder in ein offenes Bistro. Eine Weile spielte er mit dem Gedanken, nochmals auf dem lärmigen Fischmarkt herumzuschlendern, den er immer sehr geliebt hatte, doch kam er bald wieder davon ab. Wozu? Wozu das Unabänderliche immer noch länger hinauszögern! Vor einer Bar besann er sich jedoch plötzlich eines anderen und trat entschlossen über die Schwelle. Er hatte ja noch ein wenig Geld! Eine schwarzhhaarige, schlecht gekämmte und korpulente Frau kam an die Theke und fragte ihn nach seinem Wunsch. Er bestellte gedankenlos einen Pernod und Zigaretten. Ihr freundlich aufmunterndes Lächeln beantwortete er nicht. Er bezahlte schweigend, und die Frau ging zu ihrem Waschtrog im Hintergrund zurück, leise summend und sich nicht weiter um den Gast kümmernd. Es blieben ihm noch immer einige Francs als letztes Zehrgeld. «Die versauf ich auch noch», dachte er mit Ingrim. «Ich betrage mich ja, als ob ich noch heute standrechtlich erschossen würde...» Er trank den Pernod und fragte sich, warum er ihn überhaupt bestellt hatte, denn sonderlich geschmeckt hatte ihm dieses Gebräu nie, ja es war ihm sogar meistens zuwider gewesen. «Erstens bin ich nicht der erste, der klein beigibt, und zweitens ist alles nicht halb so schlimm. Trauern wird auch niemand um mich, wenn es schief geht...» Er dachte an seinen Bruder, der in den Höchster Farbwerken arbeitete. Sie hatten sich nie gut verstanden, waren sich eigentlich immer fremd geblieben, und seit er sich zu den Nazis geschlagen hatte, waren sie sich überhaupt fremd geworden. Das Grab der Mutter würde wohl verunkrauten. Er sah es deutlich vor sich: den grauen Stein zwischen den vielen anderen Steinen, und darauf der Name unter so vielen anderen Namen, die das Vergessen langsam aufzehrte.

Während er eine Zigarette anzündete, sprang eine schwere getigerte Katze auf die Theke und

machte es sich neben den Flaschen bequem. Sie kreiste, legte sich langsam und mit wunderbar gelassenen Bewegungen hin und blickte ihn aus ihren rätselhaften engen Pupillen an. Die Frau wandte ihm ihre breiten Hüften zu; ein dünner Rock umspannte die prallen Wölbungen, und es machte den Anschein als wäre sie nackt unter dem dünnen Kattun. Er blickte geniert weg, lehnte sich mit dem Rücken an die verchromte Stange und schaute auf den Quai hinaus. Er fand es komisch, dass das alltägliche Leben so selbstverständlich weiterging. Die Zeit frisst alles und die Zeit ist nicht sentimental. Kinder sprangen übermütig schreiend vorbei. Eine junge Frau in hohen Stöckelschuhen, mit zwei langen Brotstangen unter dem Arm, wippte erregend vorüber. Und der Morgen schien ihm unendlich lang; es war als versickere die Zeit wie ein Rinnsal im Sand.

Er blieb in der Bar, bis drei Männer lärmend zu ihrem ersten Pernod kamen und unverzüglich mit der Dicken derb zu spassen begannen. Er trank sein Glas rasch aus und ging. Gemächlich schlenderte er weiter. Die Schwebebrücke kam ihm mit jedem Schritt ein wenig näher, und dahinter das alte Fort mit seinem schwerfälligen Mauerwerk und dem Rundturm.

Immerhin fühlte er sich mit dem Pernod im Leib wie verwandelt. Vermutlich weil er noch nichts gegessen hatte. Und doch verspürte er nicht den geringsten Hunger. «Der Hunger ist mir vergangen», dachte er mit Ironie, «nachher, wenn die Chose in Ordnung ist, wird er mich nur um so heftiger überfallen.» Einige junge Soldaten in der Uniform der Legion kamen ihm entgegen; er wich ihnen aus, blieb dann stehen und blickte ihnen nach. Sie rauchten, redeten und waren anscheinend guter Dinge. Das Soldatenleben schien ihnen nicht übel zu behagen. Vielleicht war es doch nicht die Hölle auf Erden? Und er sah sich selbst in der khakifarbenen Uniform, und ein bitterer Widerwillen, ein gewissermassen seelisches Aufstossen schüttelte ihn. «Ich werde mich daran gewöhnen müssen und diese Dauermaskerade mit der Zeit vielleicht sogar bequem finden, ich bin ja ein Deutscher, es sollte nicht so schwer fallen, ein Hampelmann der Mächte zu sein. Nur eine Maske sollte man noch vor das Gesicht stülpen dürfen, dann erst wäre die Uniformierung vollkommen! Er würde sich angleichen, einer werden wie die anderen — khakifarben. Und doch würde es zuletzt auf den Mann ankommen und nicht auf die Uniform, auf ihn selbst, das wenigstens gab ihm



ein Gefühl von grimmigem Frohlocken, und auf einmal erinnerte er sich wieder an die peinvollen Seneca-Uebersetzungen auf dem Gymnasium. Hatte nicht Seneca in einem seiner Briefe an Lucilius geschrieben, dass der Mensch sich in keiner Situation selbst zu einem würdelosen Leben erniedrigen müsse? Jederzeit habe er das Recht zu einer letzten eigenen Entscheidung, und jederzeit könne er den Weg dorthin wählen, von wo er hergekommen sei. Und vor dieser letzten Entscheidung mussten sich auch die sogenannten höheren Mächte beugen. Ja, ungefähr dies hatte Seneca geschrieben: ein längeres Leben sei nicht immer gut, ein langsamer Tod aber auf jeden Fall von Uebel. Seit ihn das Schicksal beutelte, dachte er oft ganz überraschend an verwehte Schulweisheiten, die ihn damals kaum berührt, ja gleichgültig gelassen hatten, und die nun wie aus verschütteten Tiefen wieder in sein Bewusstsein gelangten und wie Lichtblicke zündeten.

Der Pernod hatte ihn ein wenig aufgepulvert; seine Zukunft erschien ihm auf einmal nicht mehr

so grau und verdüstert. Es war doch wenigstens ein Weg und vielleicht nicht der böseste. War es nicht klüger, als Reisläufer mit einem schäbigen Sold und der erbaulichen Aussicht auf einen schnellen Tod im Wüstensand zu leben, als in dieser Stadt wie ein Bettler zu vegetieren, wie ein Landstreicher zu verkommen oder als Emigrant überall auf verschlossene Türen, auf stumme Feindschaft und Ablehnung zu stossen? Ueber den Fluten des Mittelmeeres, hinter dem fernen schwimmenden Horizont, in Sidi-bel-Abbès oder Indochina würde er wenigstens Soldat sein, als Soldat Kamerad und als Kamerad trotz allem ein Mensch. Hier aber, ohne Geld und Papiere, immer in der lästigen Furcht vor der Polizei lebend, war er doch nur menschliches Strandgut.

Nun ragte das stählerne Gerüst der Schwebenbrücke zu seiner Linken auf. Und zu seiner Rechten waren die kleinen Kneipen und Bars. Und vor einer dieser Kneipen zögerte er von neuem und trat ein. Er trank einen zweiten Pernod und brannte sich eine neue Zigarette an. Noch hatte er ein wenig Geld und Zeit in Fülle. Er wartete auf kein Wunder, keine überraschende Wendung mehr. Es hätte doch jetzt, so nahe am Fort, die Wendung fast vom Himmel fallen müssen. Die Erde würde kaum mehr in Stücke fahren, nicht auseinanderklaffen oder wie ein fauler Apfel zerplatzen, und mit einem Regen aus Feuer und Schwefel war auch nicht mehr zu rechnen. Noch unwahrscheinlicher war es, dass sich ihm ein Verrückter nähern, ihm Geld zustecken oder einen guten Posten anbieten würde. Eines Tages würde vielleicht der Spuk in seiner Heimat ein Ende nehmen — und ein Spuk war es. Wenn er dann noch lebte? Er schüttelte unwillig den Kopf, leerte langsam das Glas, verzog sein Gesicht zu einer Grimasse und verliess das Bistro schweigend wie er es betreten hatte. Ueber Dinge nachzudenken, die erst kommen würden, die noch im Dunkel schliefen, war sinnlos, er wusste es, und doch war es so schwer, diesem Verlangen zu entsagen.

Er ging schneller und wie einer, der zu einer wichtigen Verabredung eilt. Und je näher er dem Fort kam, um so weniger schien ihm sein Vorhaben feige oder widersinnig. Er machte doch einem unerträglichen Zustand ein Ende, einem Zustand der zermürbenden Ungewissheit. Er würde nun bald jenen Beruf ausüben, den er immer aus tiefstem Herzensgrund verabscheut hatte, seit sein Vater in Verdun moderte oder schon zur Erde zerfallen war. Ja, er würde das widerliche Soldaten-

handwerk erlernen wie ein anderer den Beruf eines Schlächters ergriff.

Die Schwebenbrücke war hinter ihm. Der Kanal kam, die stummen, düsteren Mauern des Forts, und auf einmal hastete er, so, als könnte im letzten Augenblick noch etwas dazwischen kommen, als müsste ihn noch irgendein Hindernis zurückhalten. Er blickte nicht mehr nach rechts oder links, sondern nur geradeaus, als hätte er Scheuklappen an den Schläfen. Er sah Soldaten herumlungern, sah sie gelassen rauchen und ihn kaum zur Kenntnis nehmen; er sah zwei junge Mädchen in kurzen Röcken und mit aufreizenden Waden, die auf Soldaten warteten, sah eine junge Frau mit einem grinsenden Schwarzen scherzen ... Es war ihm auf einmal heiss und das Hemd klebte ihm am Rücken. Auch auf der Stirn perlte der Schweiß und sein Nacken war feucht. Jetzt gab es kein Zurück mehr, jetzt trugen ihn seine Beine willig. FORT ST. JEAN, las er auf einer Tafel über dem Tor, und zwischen dem Wort FORT und ST. JEAN befand sich in einem Halbkreis, aus Blech getrieben oder gestanzt — der gallische Hahn.

27.

Der Morgen hatte unter einem guten Stern begonnen, nachdem Martin seinen schwermütig gestimmten Freund verlassen hatte. Die Sehnsucht befeuerte seine Schritte, die wunderbare Gewissheit Simone schon so bald zu erblicken. Und wunderbar hatten sie es dann empfunden, als sie gleichzeitig auf dem Place Estrangin eintrafen; Simone glücklich lachend und heiter beschwingt von der einen und Martin mit heftig stossendem Atem von der anderen Seite, und bei der Fontäne waren sie zusammengetroffen wie ein Liebespaar auf einer Operettenbühne. Und sie hatten sich gehalten wie Kinder, die im Begriff sind einen Ringelreihen zu tanzen, und als gerade keine Menschenseele zu erblicken war oder sie sich das zumindest einbildeten, umarmten und küssten sie sich leidenschaftlich. Der Bank von Frankreich, diesem nicht ganz unbedeutenden Kastell des Goldes und der Macht, hatten sie ahnungslos den Rücken zugekehrt. Tiefblau glänzte der Himmel wieder über der Stadt; die alten Bäume standen im vollen Schmuck ihrer herrlichen Kronen; der Morgen war still und die Blätter bewegten sich nicht. Aus den vielen Speiern strömte das Wasser in die grosse, kreisrunde Schale der Fontäne. Und das Strömen und Perlen des

Wassers hatte Martin noch wie ein Muschelrauschen in den Ohren, als Simone ihn längst wieder verlassen hatte. Und wie köstlich duftete seine dunkle Liebste! Nicht nach Ambra und orientalischen Salben und Zauberdüften, gewiss nicht, es war ihre gesunde Haut, diese samtglatte, mittelmeerisch gebräunte Haut, die diesen frischen Sommerduft ausatmete. Der Duft von guter Seife, der milde Duft ihres schweren, schwarzen Haares.

Wie beseeligend und berauschend war dieses Wiedersehen gewesen! Simone als Fleisch und Blut schon in der Morgenfrühe zu spüren, unter dem südlich blühenden Himmel, in der noch so schwere-losen Luft. Und dann durch die Strassen zu bummeln, die sich langsam belebten! Einige freilich waren noch morgenstill gewesen, morgenstill und verschlafen. Sie konnten sich halten und fühlen und waren unsagbar glücklich und übermütig. Sie hatten einen grossen Umweg bis zur Avenue du Prado gemacht, und noch lange, als er längst wieder allein war, klang Simones Geplauder in ihm nach und sah er die Heiterkeit, die Zärtlichkeit und die so tief innen wohltuende Vertrautheit ihrer Augen. Und als er zärtlich spielend ihr schwarzes Haar über ihre linke kleine Ohrmuschel gestrichen hatte, wie blickten ihn ihre Augen da seltsam staunend an! Und lustig war es gewesen, als ihnen in einer Querstrasse ein Eselchen entgegenkam, ein Eselchen ohne Fuhrmann, das einen mit Gemüsekörben hochbeladenen Zweiräderkarren hinter sich herzog, vor ihnen plötzlich stockte, zornig mit seinen zierlichen Vorderhufen das Pflaster schlug, dann den Hals reckte und sehnsüchtig und wie aus tiefster Herzensnot zu schreien begann.

Im Nu war die Morgenstunde vergangen und sie hatten wieder Abschied nehmen müssen! Unten, vor der Opéra hatten sie sich getrennt und nicht mehr gewagt sich zu umarmen.

Ja, verheissungsvoll hatte der Tag begonnen, und als er allein war und Simone ihm ein letztes Mal mit der Hand zugefächelt hatte, da bildete er sich wahrhaftig ein, die Welt im Sturm erobern zu können. Er glaubte so viel Mut und Tatendrang in sich aufgespeichert zu haben, dass es zumindest bis zum Abend ausreichen würde. Und an diesem Tag musste es ihm trotz allen Widerwärtigkeiten gelingen! Solange er indessen den Kampf noch nicht aufgenommen hatte und zum Bittsteller und Türklopfer geworden war, fühlte er sich in der Tat gefeit. Die Götter lächelten ihm zu und er vermeinte eingebildet ihre Huld zu geniessen. Er fand es einzigartig durch die Strassen zu bummeln,

Herr seiner selbst zu sein und eine herrliche Liebste zu besitzen. Und ein glücklicher Zufall oder eben die Huld der Götter liessen ihn in einer schmalen Seitenstrasse der Canebière eine Milchbar entdecken; eigentlich war es ein kleines, blitzblankes Restaurant, das von zwei ältlichen, klapperdürren Engländerinnen geführt wurde, wie er bald feststellte, und wo er an einem sauber gedeckten Tisch einen tiefen Teller mit Milchreis für wenig Geld langsam und mit beglückter Hingabe auslöffelte. Er hatte sich nachher wieder satt gefühlt und sich das unscheinbare Lokal gut gemerkt. Er hatte die gastliche Stätte mit dem kühnen Entschluss verlassen, an diesem Tag unter allen Umständen Arbeit zu finden; nicht ermüden wollte er, keinen Enttäuschungen erliegen und keine Misserfolge sollten ihn lähmen.

Sie lähmten ihn aber doch und zwar gründlich. Als er am späten Nachmittag in der Kneipe des Elsässers erschien, war er innerlich zermürbt, war er müde, hundemüde sogar. Seine Fusssohlen brannten und seine Kehle war wie ausgedörnt. Ueberall hatte man ihn wieder abgewiesen, nur ein einziges Mal mit freundlichem Bedauern, sonst ungnädig, unhöflich, ja mit offenem Hohn. Man hatte ihn kaum zum Wort kommen lassen und ihn wie einen Bettler abgefertigt. Hätte er nur gebettelt! Dann wäre er vielleicht zu einigen Almosen gekommen, so hingegen wurde er wie ein Bettler behandelt und ging doch leer aus. Martin sah es jetzt endlich ein, dass es geradezu Aberwitz war, sich Arbeit auf redlichem Wege erzwingen zu wollen.

Als er in die trübselige Schenke des Elsässers trat, erwartete ihn eine neue Enttäuschung: Günter Frank war noch nicht gekommen. Dafür begrüsst ihn Jost Fankhauser mit echter unverblümter Wiedersehensfreude, so als hätte er die ganze Zeit nur auf ihn gewartet. Er stand hinter dem Büffet und spülte in einem Blechzuber schmutzige Gläser, liess aber unverzüglich die Gläser sein, als Anderegg erschien, trocknete seine Hände an einem schmierigen Tuch und eilte ihm entgegen. Und er reichte ihm die Hand mit einem kraftvollen Druck und strahlenden Augen; seine Freude war rührend.

Martin setzte sich müde an einen leeren Tisch. Nur einige alte Männer, verwitert wie abgestorbene Weidenstrünke, hockten dösend herum. Der Wirt befand sich in der Stadt und seine Frau ebenfalls. Unten schlief, wie Fankhauser naserümpfend andeutete, der Schreihals, der immer dann zu krähen pflegte, wenn er gern geschlafen hätte.

(Fortsetzung folgt)